

Friedrich Pohlmann

Stolz und Zorn

Als vor mittlerweile mehr als einem Vierteljahrhundert in einer Kette weitgehend unblutiger Revolutionen mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Weltsystems ein ganzes Zeitalter aus der Geschichte verschwand, entstanden vielfältige Deutungen zur Zukunft der liberaldemokratischen „westlichen“ Ordnungen, unter denen zwei herausragten: Samuel Huntingtons wohlbegründete These von einem sich verschärfenden „Kampf der Kulturen“, die vor allem den Antagonismus des Islam zum „Westen“ in den Fokus rückte, und ein Werk mit dem merkwürdigen Titel „Das Ende der Geschichte“ von Francis Fukuyama. Beide Titel avancierten sehr schnell zu wohlfeilen Topoi im Streite öffentlicher Meinungen, was vor allem ihrer Griffigkeit zu verdanken war, jener Schlagwort-Attraktivität, die vorgibt, komplexe Sinnzusammenhänge treffgenau auf den berühmten Punkt zu bringen. Nun führte allerdings die Suggestivkraft beider Titel viele ihrer Benutzer gehörig in die Irre, und weil man die Mühe scheute, sich die damit bezeichneten dickleibigen und anspruchsvollen Schriften wirklich anzueigenen, zirkulierte sehr bald Mißverstandenes – gedankliches Falschgeld gewissermaßen – auch in den Diskursen der Wissenschaft und führte zur Verfestigung ganz unangemessener Vorstellungen, die mit den Intentionen der Autoren kaum mehr etwas gemein hatten. Das gilt ganz besonders für Fukuyamas Werk, das Peter Sloterdijk zu Recht als „ungelesenen Bestseller“ bezeichnet hat, als eine der „gedankenreichsten“ sozialphilosophischen Gegenwartsdeutungen der jüngeren Zeit. Worum ging es Fukuyama 1992 im „Ende der Geschichte“? Ich verstehe die Schrift als eine Philosophie der liberaldemokratischen Ordnung, die im wesentlichen um zwei große Themenkomplexe kreist. Das ist zum einen das Gedankenspiel mit einer Grundfigur der hegelschen Geschichtsphilosophie, der Annahme eines zielgerichteten Geschichtsprozesses, als dessen finaler Bezugspunkt sich nunmehr – nach der Implosion des sowjetkommunistischen Diktatorsystems – möglicherweise die liberaldemokratische Ordnung herausstel-

le, die weltweit mehr und mehr zum unangefochtenen Ideal menschlichen Wollens geworden sei. Der weitaus größere und interessantere Teil von Fukuyamas Überlegungen besteht nun aber gerade in einer hintergründigen Problematisierung und stellenweise sogar ganz offenen Infragestellung einer derartigen Geschichtsphilosophie. Fukuyama erweist sich nämlich als alles andere als ein kurzsichtiger Apologet der liberaldemokratischen Ordnung, und gerade weil er in höchster Grundsätzlichkeit philosophische Basisprinzipien dieser Ordnung kritisch unter die Lupe nimmt, gelingt ihm auch der Aufweis von anthropologischen Schwächen, die die Fragilität dieses Systems enthüllen. Sie lassen sich für ihn in einem Wort, einem *griechischen* Wort, zusammenfassen: dem Wort *Thymos*. Es geht zurück auf Platons *Politeia* und bezeichnet dort eine von drei Seelenprovinzen des Menschen, und zwar die höchste. Die menschliche Seele umschließe einen *begehrenden* – auf *Selbsterhaltung* im weitesten Sinn gerichteten – Teil; sodann eine Region der *Vernunft* und drittens den *Thymos*, alle jene Gefühlspotenzen, die für die *menschliche Selbstachtung* konstitutiv sind, wie Stolz, Zorn, Scham, Empörung, Ruhmesverlangen, Opferbereitschaft oder Würde. Diese Gefühlspotenzen seien für die Konstruktion des gerechten Staates entscheidend, aber da sie als „menschlicher Naturstoff“ moralisch ambivalent sind, bedürfen sie der *Kultivierung* und *Zähmung* durch eine *politische Tugendlehre*, um als Fundament des gerechten Staates, den Platon zu entwerfen versucht, tauglich werden zu können. Bereits Fukuyamas Bezug auf das platonische Menschenbild ist höchst verdienstvoll, denn dieses ist vielen neuzeitlichen philosophischen Konzeptionen vom Menschen deutlich überlegen. Wenn Platon den Menschen *nicht* als ein primär an Sicherheit, Lusterfüllung oder Rationalität orientiertes Wesen denkt, sondern stattdessen sein *Gefühlsleben* in den Vordergrund rückt, und in jenen Gefühlen, die die Selbstachtung nähren, das eigentliche anthropologische Privileg des Menschen erblickt, dann ist damit eine tiefe Wahrheit ausgesprochen, mit der verglichen viele neuzeitliche Menschenbilder – beispielsweise auch dasjenige der Freudschen Psychoanalyse – vulgär erscheinen. Nur dem *Thymos* verdankt der Mensch die Kraft zur Transzendierung von Imperativen der Selbsterhaltung, die er mit dem Tiere teilt, und von Maximen der Lustmaximierung oder einer lediglich utilitaristischen Vernunft; nur aus dieser Quelle schöpft er den Mut zu einem „Nein“, das die Selbstachtung höher als den Tod zu stellen vermag; zu einem Mut, der bereit macht, sich für einen Fetzen Stoff, eine Fahne, zu